

CHRISTINE GRULER

„Den Kern unserer Kultur weitertragen“

Interview mit Alexander Klein zur Museologie im 21. Jahrhundert

Monatelang, so schildern Sie es in der Einleitung Ihres Buchs »Museum des Museums – Geschichte der deutschen Museen in ihrer Welt«, liegt der angebliche Schädel Schillers in Goethes Haus unter einem abnehmbaren Glasgehäuse ...

... unter einem abnehmbaren Glasgehäuse, das der Geheimrat zu diesem Zweck eigens hat anfertigen lassen – auf einem blausamtenen Kissen. Damit nicht genug: Er verfasst ein Gedicht über die Betrachtung des Schädels, in dem er die museale Urhandlung schlechthin auf den Punkt bringt: Der Schädel verweist auf etwas, das wir alle gemeinsam haben: auf die Knochen unter dem Gesicht und damit auf unseren Körper, aber auch auf den erinnernden Menschen, der begreift, dass er selbst das Resultat einer natürlichen Entwicklung ist. Der Schädel, ausgerechnet dieses Symbol für Sterblichkeit und Tod, wird so zu lebendiger Erinnerung.

Ihr Buch nennen Sie »Museum des Museums«, 473 Seiten bedrucktes Papier – Was ist es nun: Ein Buch? Ein Museum?

Es ist so eine Art Museum in Buchform. Ein schriftliches Museum, in dem historisch wichtige Ausstellungen und Museen präsentiert werden. Ich bin nicht der erste, der auf diese Idee gekommen ist. Ein schriftliches Museum, das ist eine Tradition, die auf die Renaissance zurückgeht. Es gibt in meinem Buch eine chronologische Schiene. Diese wird unterbrochen durch Einzeltexte zu bestimmten Ausstellungen und Museen, ich nenne sie Intermezzi. Die chronologische Schiene kann man sich als Wand denken. Die Texte zu den Einzelmuseen sind wie Exponate, die vor dieser Wand stehen. Ja, das Buch ist eine Ausstellung.

Tatsächlich haben Sie am Beispiel des Museums eine ganze Kulturgeschichte des Erinnerns geschrieben. Was war Ihre Initialzündung?

Ich habe lange in Museen gearbeitet und hatte das Glück, dass ich zwei Zweige des Museums intensiv kennenlernen konnte: Einmal den naturwissenschaftlich-technischen Zweig. So habe ich lange im Deutschen Museum gearbeitet.

Im Deutschen Museum in München?

Ja, genau, dem größten technikhistorischen Museum, das es überhaupt gibt. Nicht zuletzt durch meine Arbeit als Gästeführer in Dresden bin ich dann auch mit kunsthistorischen Sammlungen in Berührung gekommen. Das sind schon zwei sehr verschiedene Sachen, auch wenn beide letztlich auf dieselben Wurzeln zurückgehen. Ich wollte immer mal eine große Ausstellung machen, als ich noch in Museen gearbeitet habe. Aus verschiedenen Gründen hat es sich aber nicht erge-

ben. Das Vorhaben aber blieb und so bin ich schließlich auf die Idee gekommen, ein Museum in Buchform zu realisieren.

Ihr Buch hat nicht nur den Umfang, sondern auch inhaltlich das Format eines künftigen Klassikers der Museologie.

Naja, Klassiker, dabei denke ich an verstaubte Regale. Ich möchte schon, dass mein Buch auch gelesen wird und vor allem, dass es für Museen begeistert und die Botschaft überkommt: Museen sind nicht von gestern!

Der Begriff Museum siegt erst im 19. Jahrhundert über konkurrierende Begriffe wie den der Kammer, des Theaters oder des Kabinetts.

Genau. Hinter dem Begriff Museum steht eine schier unauslotbare Vielfalt, und das spiegelt sich auch in der Vielfalt der Begriffe wider, die im Laufe der Geschichte das bezeichnet haben, was wir heute Museum nennen. Hinter jeder Art von Museum steckt der Wunsch, Dinge zu zeigen und sie der Nachwelt zu überliefern. Man will etwas aufheben für die kommenden Generationen.

Was ist ein Museum also in seiner Essenz?

Zumindest in Europa ist ein Museum eine Institution, die sammelt und ausstellt. In den USA beispielsweise hat man einen anderen Begriff von Museum. Dort kann eine Institution Museum sein, die nur ausstellt, ohne eine Sammlung im Rücken zu haben, so etwa The Tech Museum of Innovation in San José, Kalifornien, das ein reines Science Center ist. Aus gutem Grund ist das hierzulande anders, ist das Ausstellen zwar wichtig, setzt aber doch das Sammeln voraus. Ich würde sagen, Museum ist ein kommunikativer Ort, wo Überlieferung geschaffen wird, wo wir darüber entscheiden, welche Dinge, aber auch welche Ideen überlieferungswürdig sind. Und das ist notwendigerweise mit dem Interpretieren, Kritisieren und Bewerten bisheriger Überlieferung verbunden. Durch das Arrangieren der Dinge im Raum – aber auch durch das Ausrangieren der Dinge – interpretiert das Museum, legt es aus. Das Museum ist also eine auszuwendige Einrichtung – im doppelten Wortsinn.

Und wie verhält sich das Museum dann zur Welt?

Museen sind einerseits Teil der Welt, immer aber auch Fenster in die Welt, die sie ausstellen, wobei das Verhältnis zur Welt extrem verschachtelt sein kann. So verweist das Grüne Gewölbe auf die Zeit August des Starken, die dortigen Exponate verweisen aber auch auf die Länder, aus denen die Materialien der Kunstobjekte kamen. Ob Museen dies wollen oder nicht, sie interpretieren die Welt. Das tat das Grüne Gewölbe schon im 18. Jahrhundert, und tut es heute natürlich anders.

Schon allein die Auswahl der Exponate ist eine Interpretation. Und dann geht es dem Museum um seine Kernfrage, wie der ursprünglichen Zusammenhang beschaffen war, dem das entstammt, was gesammelt worden ist, beispielsweise der Kirchenraum, die Fabrikhalle, das Atelier oder das Schlachtfeld. Das Museum versucht einerseits, den ursprünglichen Zusammenhang zu rekonstruieren. Andererseits muss es, um zu interpretieren, mit kühlem Blick analysieren, was nur mit Distanz geht. Zwischen diesen beiden Polen, dem Rekonstruieren und dem Analysieren, spielt sich Museumsarbeit ab. Irgendwo im Buch sage ich: Museum zieht die Dinge an sich, wenn es versammelt; es stößt die Dinge aber auch weg.

Der Maler Wilhelm von Kügelgen schildert in seinen Kindheitserinnerungen seine enorme Faszination an der Dresdner Rüstkammer. Nichts darin stellt sich ihm als arrangiert dar. Selbst der Moderduft dort erscheint ihm wie die »Melodie des Heldenliedes, das die Wände sangen«.

Ja, enorm viel Pathos. Aber dann wurde diese alte Dresdner Rüstkammer umgestellt, und noch dazu an einem anderen Ort präsentiert. Für Kügelgen hatten die Dinge damit ihren Zauber verloren.

Auf die von Kügelgen beschriebene, so faszinierende Erfahrung passt der Begriff der »Nahferne«, der vom Philosophen Helmuth Plessner stammt. Das ist eine süß-bittere Erfahrung, die museumstypisch ist: Die Süße liegt darin, dass man die Dinge in die eigene Handlungsreichweite gebracht hat. Es ist ja auch toll, dass man polynesische Boote, Pharaonenbilder, neolithische Holzkeulen und präparierte Tiefseewesen betrachten kann. Andererseits ist es bitter, dass es niemals gelingt, tatsächlich nachzustellen, was ein Besucher des Grünen Gewölbes in der Zeit Augusts des Starken empfunden hat oder welche kultische Bedeutung ein Götterbild hatte. Da sind dem Museum nur Annäherungen möglich. Das Ding in seinem einstigen Lebenskontext bleibt in der Ferne. Ich glaube, für diese »Nahferne« braucht es Originale. Das kann man mit einer Kopie nicht machen.

Ist ein Museumsbesuch also in erster Linie eine sinnliche Erfahrung?

Wie man Museum und Museumsausstellungen zu machen hat, darüber gibt es unterschiedliche Auffassungen. Nicht jeder ist der Meinung, dass ein Museum sinnlich sein muss. Aber ich denke schon, eine gute Ausstellung spricht nicht nur den Intellekt, sondern auch die Sinne an und weckt Emotionen. Ein Museum bzw. eine Ausstellung ohne Sinnlichkeit ist eine ziemlich trockene Angelegenheit, warum sollte man da hin? Allerdings

wird ein Museum ohne ein Minimum an Wissenschaftlichkeit, das heißt ohne Konzept mit empirisch belastbarer Basis, rotem Faden und trennscharfen Kriterien, zu einer beliebigen Sache, wird schlimmstenfalls zum Gemischtwarenladen, wo jeder mehr oder weniger zufällig auf Sachen stößt, die ihn vielleicht interessieren, meistens aber kalt lassen.

In der Zeit der Romantik wandelt sich das Museum von einem Ort, in dem die Welt zu entdecken ist, zu einem Ort, in dem Altes für die Nachwelt aufbewahrt wird ...

Ja, die zeitliche Dimension, die Ordnung der Dinge entlang einer Zeitachse, wurde für Selbstverständnis und Struktur des Museums entscheidend. Das verdanken wir nicht zuletzt Johann Joachim Winckelmann, der 1768 starb. Die Staatlichen Kunstsammlungen in Dresden haben es leider verschlafen, an ihn zu erinnern! Den Romantikern wurde es klar, dass die Bedeutung der Dinge sich auch in Zukunft ändert. Auch Goethe hat sich sehr daran gestört, dass Museumsdinge weggesperrt werden, in der Annahme, dass die Bedeutung eines Dinges fest steht. Es war Goethe klar, Bedeutungswandel ist grundsätzlich nicht zu stoppen. Wie die Nachwelt ein Kunstwerk oder ein Zeitzeugnis empfinden wird, wissen wir eben nicht. Man denke nur daran, dass die Sixtinische Madonna Raffaels eher als langweilig galt, als sie in Dresden angekommen war. Und welche Bedeutung wird die Frauenkirche in 100 Jahren haben? Da haben wir keine Ahnung, wie die Bedeutung eines Dings sich verändert, ist letztlich nicht steuerbar, sei es nun ein Erinnerungsstück, ein Kunstwerk oder ein Bauwerk.

Was ist bei allem Wandel dann das Entscheidende am Museum?

Dass man hingehen muss. Ansonsten können wir es uns ja ganz bequem machen: Wir können unser Smartphone rausholen und glauben, wir könnten die ganze Welt zu uns holen und überall in Echtzeit dabei sein. Das Museum dagegen mutet seinen Besuchern zu, dass man an einen bestimmten Ort geht, vielleicht auch ein Ticket kauft und Texte liest. Ein Museum ist also alles andere als eine bequeme Einrichtung. Das läuft dem Zeitgeist zuwider, denn die Leute wollen ja eine Art Schlaraffenland, in dem ihnen die Informationen wie gebratene Tauben direkt ins Maul fliegen. Museum dagegen bedeutet nicht zuletzt Anstrengung, was natürlich nicht ausschließt, dass es auch Vergnügen bereitet. In dieser Hinsicht ist es dem Sport nicht unähnlich. Aber wer die Anstrengung des Museums auf sich nimmt, der erfährt eben nicht nur Wandel, sondern auch Kontinuität, der kann im Museum begreifen, was uns Menschen ausmacht, was wir gedacht und gefühlt

und wie wir gelebt haben. Das ist eine sehr ergreifende und bewegende Erfahrung.

Neben dem Hingehen - müssen wir heute immer noch eine Schwelle überschreiten, wenn wir das Museum betreten?

Das schwellenlose Museum war eine Utopie vor allem der 70er Jahre. Ich bin sehr dafür, Schwellen abzubauen. Andererseits sollte das Museum schon ein besonderer Ort bleiben, der sich vom Alltag unterscheidet. Ansonsten wäre der Reiz des Besuches weg. Vor allem in den USA setzte eine Entwicklung ein, die darauf abzielte, nicht erst darauf zu warten, dass die Leute ins Museum kommen. Stattdessen wird das Museum selbst aktiv und geht zu den Menschen hin, es kommt zu den Leuten! Die Stadtteil Museen und Wanderausstellungen sind ein Beispiel dafür. Es ist aber nicht gelungen, alle Schwellen zu beseitigen. Es gibt neben den Eintrittspreisen immer noch viele psychologische Hemmnisse. Nehmen wir das Beispiel der Gemäldegalerie Alte Meister. Ähnlich wie in der Kirche wird auch dort ein bestimmter Verhaltenskodex vorausgesetzt. Dazu gehört nicht allein, dort nicht sein Butterbrot zu essen. Das Hin- und Herrennen von Kindern ist unerwünscht, und nicht selten erfolgt eine Ermahnung seitens des Aufsichtspersonals, wenn man sich angeblich zu laut unterhält. Auch haben die alten Gemälde für Menschen, die nicht das Glück hatten, eine bildungsbürgerliche Erziehung zu bekommen, etwas Einschüchterndes!

In den alten Kunstkammern war das anders ...

Dort war es nicht nur völlig normal, sich laut zu unterhalten, sondern auch, die Dinge anzufassen, sogar zu beschnuppern, kurzum, mit allen Sinnen dabei zu sein. Das ging erst dann nicht mehr, als das Museum sich zur Masseninstitution entwickelte, ein Prozess, der Ende des 18. Jahrhunderts einsetzte. Da wurden dann einfach zu viele Exponate entwendet. Daher war man gezwungen, die Distanz zwischen Besucher und Ausgestelltem zu vergrößern und die Objekte zu sichern. Übrigens ist das auch der Grund dafür, dass man die Objekte schließlich in die Vitrine stellte. Ohne Vitrine hätte das Museum niemals zur Masseneinrichtung werden können. Das ist ein ganz wichtiger Aspekt in der Museumsgeschichte, der Grund übrigens auch, weshalb hier in Dresden nur so wenige Leute ins Historische Grüne Gewölbe gelassen werden.

Was könnte die Aufgabe eines Museums der Zukunft sein?

Sicherlich sollte das Museum noch mehr eine Einrichtung für alle werden, allerdings eben nicht ein Ort, wo alles vorgekaut worden ist, sondern eine Plattform,



Alexander Klein, Foto: Peter Zuber

wo jeder die Welt besser kennenlernen und sich über die Bedeutung der Dinge austauschen kann, so dass jeder im wahrsten Sinne des Wortes zum Überlieferer wird, zu jemandem, der den Kern unserer Kultur weitertragen hilft und sozusagen die Fackel weiterreicht. Die Forderung »Museum für alle« der 70er Jahre war berechtigt, das bedeutet aber nicht »Museum für alles«, sondern Museum für das, was uns allen wirklich wichtig bleiben sollte!

Wie gelingt der Spagat, mehr Leute für das Museum zu gewinnen und dabei den Anspruch einer vermittelnden Instanz zu wahren?

Die Reformer der 70er Jahre haben ausgeblendet, dass das Museum auch ein sinnlicher Ort, und auch einer des Vergnügens ist. Eine Stärkung der vergnüglichen Komponente des Museumsbesuches erscheint mir wünschenswert und notwendig. Nur so kann das Museum heute gegen die Konkurrenz von Vergnügungsparks und Shopping Malls bestehen. Andererseits hat das Museum, der Ort, wo wir Dinge und Ideen für unsere Nachfahren aufheben, auch eine große Verantwortung. Das heißt vor allem, man muss sich im Museum schon um Wahrheit bemühen, auch wenn diese Wahrheit zur Zumutung werden kann. So ist die Aussage eine Zumutung, aber eben auch wahr, dass viele Objekte der

Völkerkunde und der Ägyptologie ganz einfach geraubt worden sind und aus keinem anderen Grund heute in Museen stehen. Und völlig zu Recht stellt das Militärhistorische Museum in Dresden Schuhe von Menschen aus, die in Majdanek ermordet wurden. Museum darf, muss weh tun. Zwischen den Extrempolen des Vergnügens und der Zumutung die rechte Mitte zu finden, das ist eben die Kunst.

Vor 100 Jahren, 1918, kam Deutschland mit seinem Traum einer imperialen Kulturmacht ans Ende. Nächstes Jahr eröffnet das Humboldt Forum im wiederaufgebauten Berliner Stadtschloss seine Pforten. Ist es unverantwortlich, auch den Bronze-Thron aus Benin dort an zentraler Stelle auszustellen?

Die Sixtinische Madonna Raffaels gehört heute nach Dresden, und nicht mehr nach Piacenza. Aber Dinge, die ganz eindeutig Raubgut sind, und dazu zählen die Bronzen aus Benin, sollten selbstverständlich wieder in die Kultur zurück, der sie entstammen. Beutestücke des Kolonialismus in einem milliardenteuren Imponiergebäude, ganz in der Nähe des Kanzleramtes? Ob man will oder nicht, das käme als neoimperialer Gestus rüber und wäre unerträglich, egal wie differenziert und scheinbar selbstkritisch die Kuratoren auch vorgehen würden. Wir Deutsche haben uns ja auch die Schätze zurückgeholt, die Napoleon geraubt hatte! Also müssen wir auch anderen Ländern das Recht zugestehen, ihr kulturelles Erbe heimzuholen – besonders dann, wenn es ihnen heilig ist. In Zweifelsfällen – ich denke da auch an die Nofretete in Berlin – sollten die Gerichte entscheiden, und man muss die Urteile auch dann akzeptieren, wenn sie uns nicht passen.

Haben Sie eigentlich ein Lieblingsmuseum?

Ja, das Vasa-Museum in Stockholm. Man erfährt viel über Gesellschaft, Wirtschaft und Wissenschaft des 17. Jahrhunderts. Und alle Erläuterungen bleiben auf das großartige Original im Zentrum der Ausstellung bezogen: ein schwedisches Kriegsschiff, das aus einer anderen Welt in die unsere hineinragt!

Alexander Klein: »Museum des Museums - Geschichte der deutschen Museen in ihrer Welt«, Thelem Verlag, Dresden 2018, 473 Seiten, 49,80 Euro, ISBN 978-3945363669.